

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 24

Artikel: Die grosse Nacht
Autor: Graber, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-673140>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

winengefahr, die dieser oft sehr halbsbrecherisch placierten Bagage innewohnt, hebt entschieden die Reiseromantik. Wer zufällig einmal in der dritten Klasse keinen Platz mehr finden sollte, darf sich ohne Zuschlagsgebühr in den „Salon“, die Polsterklasse, setzen. Mancher gewöhnliche Sterbliche fühlt sich zwar wohler auf hartem Holz unter seinesgleichen, als auf vornehmen Polster unter Baronen, Geschäftsreisenden, Eisenbahnerangehörigen und anderer haute volé.

Das Publikum ist der lachende Dritte im Konkurrenzkampf zwischen der Bahn und den übrigen Verkehrsmitteln. Es wird geradezu verwöhnt vom Dienst am Kunden, der in wachsendem Maße gepflegt wird. Extrazüge, Abonnements, Vergünstigungen aller Art werben um die Gunst der Reisenden. Und die Beamten sind auffallend nett und höflich, besonders seitdem der Angriff auf ihre Besoldungen vom Volk so großzügig abgelehnt worden ist. Man braucht wirklich nicht mehr das Gefühl zu haben, man sei nur geduldeter Fahrgast.

Und sicher fährt die Eisenbahn. Mit welchem ruhigem Gefühl kann man, den Frachtbrief in der Tasche, sich in einer Ecke ein Schläfchen gestatten. Es hat nichts zu sagen, wenn man sich

vor der Abfahrt etwas zu stark restauriert hat in der „Eisenbahn“. Wie gefährlich ist demgegenüber eine Fahrt mit eigenem Behikel auf offener Straße, wo man bei einem Zusammenstoß sogar die Weinrechnung oder den Vierteller zu den Akten legen muß! Gelegentlich mag ja auch der Bahn ein unglückliches Versehen passieren, aber das kommt doch verhältnismäßig selten vor. Wer sich nicht gerade in den vordersten Wagen setzt, hat überhaupt nichts zu befürchten.

Sie belästigt auch niemanden, die Eisenbahn. Auf eigener Straße fahrend, wirbelt sie keinen Staub auf, und das unangenehme Rauchen hat sie sich ja fast überall abgewöhnt. Wer nicht ihre Barrieren überrennt, wird von ihr auch nicht überfahren. Noch manche Tugenden zieren die bedrängte alte Eisenbahn. Ihre Schulden hat sie ja nicht leichtsinnig gemacht, sie sind zum großen Teil aufs Doktorkonto ihrer Wiederverjüngung zu schreiben, die dem Publikum zugute kommt. Sie ist sich ihres hohen Wertes auch genügend bewußt und kämpft tapfer für ihr gemeinnütziges Leben.

Drum lob ich mir die Eisenbahn.

E. M.

Die große Nacht.

Von Alfred Graber.

Wie manchesmal kam ich doch in früheren Jahren, als ich noch große Bergwanderungen unternahm, in die Lage, ein Biwack beziehen zu müssen, weil sich die Fahrt nicht in der vorgesehenen Zeit zu Ende führen ließ. Ja, ich muß gestehen, daß ich solchen Freilagern eigentlich nie sehr aus dem Wege gegangen bin. Ich war neugierig genug, das Risiko, das ein solches Biwack stets in sich schließt, auf mich zu nehmen, schon weil es mir ein seelisches Abenteuer bedeutete, das sich anderswo nicht so leicht fand. Mit einem Wort, ich geriet oft leichtsinnig immer wieder in solche Situationen, und daß ich nie Schaden nahm, war schließlich nur eine gütige Nachsicht des Schicksals, das ich herausgefordert hatte. Denn was gilt einem in der Jugend die Gefahr? Sie ist eine prickelnde Zutat zu den Geschehnissen des Lebens, deren Wirkung man nicht abschätzen kann und von der man nicht recht glaubt, daß sie sich einmal in tragischer Weise äußern könne, trotzdem man doch fast tagtäglich Beispiele genug in der Zeitung liest.

Später wurde ich dann vorsichtiger, aber es

ist ja klar, daß sich Biwacks nie ganz vermeiden lassen, wenn man etwas ungewöhnliche und abseitige Wege einschlägt. Von einem denkwürdigen Freilager aus dieser späteren Zeit möchte ich erzählen. Ich unternahm damals meine Bergfahrten mit einem Freunde, auf den ich ausgezeichnet eingespielt war. Bert besaß die nötige Kraft und Ausdauer, während ich mehr als Stratege mitwirkte. So gelang uns mancher Sieg. Wir wagten uns vornehmlich an Kletterberge, da wir beide das Eis nicht sehr liebten und uns darauf nicht sehr heimisch fühlten.

Es war an einem späten Nachmittag. Wir steckten im obersten Drittel des Nordgrates der Cresta Bianca. Allen unseren Mutmaßungen zum Trotz hatte der Ramm verschiedene vereiste Stellen aufgewiesen, die sehr heikel waren und auch oft zu zeitraubenden Umgehungen zwangen. Dieser Grat, der durch sein Auf und Ab, durch seine mannigfachen Türme und Scharten bekannt ist, bietet unter normalen Verhältnissen eine sehr genussreiche Kletterei. Unter den geschilderten Umständen aber war alles ums Dop-

pelte erschwert, und so kam der Zeitpunkt, da weder ein Rückzug nach abwärts, noch ein Vorstoß über den Gipfel vor dem Einbruch der Dunkelheit mehr möglich war.

Wir rasteten auf einem Gratabsatz, der ganz bequem anmutete nach den eher ungemütlichen Standorten, bei denen wir unsere vorangegangenen Atempausen eingeschoben hatten. Die Sonne ließ ihre Strahlen nur noch schräg auffallen, sie wärmten angenehm, ohne zu stechen. Wir wußten, hier war der beste Platz für ein Freilager, den wir uns denken konnten. Aber wir sprachen noch nicht darüber. Welch ein Blick tat sich doch von hier auf! Die Berge in der Runde leuchteten in einem ehernen Gleichmut. Fels und Eis, Bänder und Ramine, Rinnen und Grate schienen seltsam nahe. So nahe, daß man in Gedanken Routen und Wege durch ihre Wände legen konnte. Der Horizont im Westen war von einer ruhigen Klarheit. Aber im Osten standen ein paar drohende Wolfenballen, die sogar schon eine Bergspitze umklammert hielten. Es sah nach einem Gewitter aus. Auch der leichte Abendwind konnte diese Wolken nicht vertreiben. Aber schließlich war es ja nicht gesagt, daß dieses Unwetter gerade über unseren Köpfen losbrechen würde. Was konnte man schon gegen die Launen der Natur tun? Trotz dieser nicht gerade günstigen Aussichten für die Nacht nahm uns die Feierlichkeit der abendlichen Stunde restlos gefangen. Das Seil rollte sich müde auf den Steinen, die Füße baumelten über den Fels hinaus, und im Munde steckte die Zigarette. Wie nahe geht doch eine solche Stunde dem Herzen! Dort unten, zum Greifen beinahe und doch unerreichbar, lag die friedliche Tiefe. Bei den ersten Schrofen weidete eine Herde Ziegen. Man sah einen Bach sich durch die Wiesen schlängeln. Sein Rauschen wurde bald leiser, bald lauter bis zu uns getragen. Und dort, von Tannen umstanden, war der kleine grüne See, in dem wir gestern gebadet hatten. Puh, war das kalt gewesen! Noch jetzt fühlten wir ein Schaudern bei dieser Erinnerung. Nachher hatten wir in der Sonne gelegen und zur Cresta Bianca geblinzelt, den Grat mit dem Glas ausgekundschafft und einen Angriffsplan geschmiedet. Und da waren wir nun. Statt hübsch in der Tiefe zu bleiben und den zerrissenen Grat beschaulich zu bewundern. Wer weiß, wie das jetzt ausgeht?

„Festgenagelt“, sagte endlich Bert lakonisch und sprach damit aus, was wir uns beide schon

seit geraumer Zeit dachten. „Es ist weitaus das Beste, wenn wir gleich hier bleiben. Günstiger treffen wir es nicht mehr.“ Sein Blick überflog den Gratabbruch über uns. „Sicher ist sicher, und hier ist es weiß Gott sogar ganz komfortabel.“ Er lachte sorglos.

Bert war nicht so leicht unterzufrieden. Nun, vielleicht hatten wir seinen gesunden Optimismus noch recht nötig heute abend. Ich nickte zum Zeichen, daß ich einverstanden sei. Tatsächlich hatten wir beide schon bedeutend unbequemere Plätze zum Bivackieren angetroffen. Eine Felsennische versprach hier notdürftigen Schutz, wenn auch nicht gegen den Regen, so doch vor dem Westwind. Dazu fand sich noch einigermaßen Raum zum Ausstrecken. Zum Schlafen würden wir uns dann zwar zur Sicherheit schon anseilen müssen.

Der Tag ging rasch zur Neige. Wir schwiegen und ruhten. Die Gedanken blieben immer wieder am friedlichen, tannenumstandenen See haften, der für uns zum Symbol unbeschwerter Sicherheit wurde. Sollten wir nicht in aller Eile noch ein Abklettern versuchen, man könnte doch ganze Gratpartien abseilen. Er schien ja so kurz, dieser Sprung in die sorglosere Welt! Schon die kleinste Überlegung machte uns freilich die Unsinnigkeit eines solchen Unternehmens klar. Wir brauchten uns nur zu wiederholen, daß wir zwölf volle Stunden bis hierher gebraucht hatten. Eine andere Abstiegsmöglichkeit gab es nicht. Ein Blick in die beiderseits des Grates abfallenden Wände bestätigte das. Über den Gipfel zu entkommen, war ganz ausgeschlossen.

Eine Nacht wie die, die vor uns lag, ist lang, wir wußten es; doppelt lang, weil sie meist wach verbracht werden muß und tatenlos. Man geht voll Zuversicht in sie, und man verläßt sie erstarrt und erschöpft, psychisch und physisch. Nur selten gibt es eine Ausnahme, eine ruhige, warme und schöne Nacht. Das sind dann die, von denen wir später träumen. Die andern alle greifen ans Leben.

Wie man sich herrichtet, um die Kälte zu ertragen, das weiß ja ein jeder. Daß man die Füße mit Vorteil in den Rucksack steckt, das ist auch kein schlechter Witz, sondern im Gegenteil eine höchst nützliche Operation.

Wir kochten Tee, aßen etwas weniges und rauchten. Die Abendluft war so ruhig, daß der Rauch fast kerzengerade zur Höhe stieg. Das schien ein allzu friedliches Vorzeichen, es stimmte uns mißtrauisch, besonders da die Wolkenwand



Rammlistock, von der Rammliklücke aus.

Phot. W. Dengler, Zürich.

im Osten bedrohlich angewachsen war. Die tief stehende Sonne beleuchtete sie von unten und ließ sie in einem unheimlichen Rot aufstrahlen. Das konnte nichts Gutes bedeuten. Nur der Westen war heiter. Hellgelb lag dort der Himmel, und die Berge zeichneten ihre Silhouetten scharf dagegen.

Nun dunkelte es rasch. Der See und die Tannen verschwammen zu einem ungewissen Etwas, und das Rauschen des Baches kam wie aus einer Unterwelt. In unserer Höhe flirrte noch etwas Licht. Dann sprang plötzlich ein heller Schein im Osten auf, und noch einer. Ein schwacher, ferner Donner folgte. Das Gewitter entlud sich dort hinten und die Wolken schoben sich näher heran gegen uns.

„Die Geschichte wird höchstwahrscheinlich auch über uns kommen, nicht gerade gemütlich,“ sagte Bert lakonisch. Ich merkte erst jetzt, wie lange Zeit wir schon geschwiegen hatten.

„Hat allen Anschein“, meinte ich, „und dazu ist der Grat wirklich nicht der geeignete Platz.“ Wir suchten nochmals ringsum, aber wir mußten ja schon, daß es keine andere Möglichkeit gab.

„Was würdest du tun, wenn du wüßtest, heute nacht ist es aus mit dir?“ Bert sah mich fragend an.

Ich zuckte eigensinnig die Achseln. Was für eine Frage!

„Gut, daß man es nie weiß!“

Bert fuhr in seinem Gedankengang fort:

„Ich habe noch so viel zu tun auf der Welt. Das wird mir immer erst in solchen Situationen klar, und dann nehme ich mir vor, in Zukunft müsse es anders werden, das ganze Leben müsse einwandfreier und intensiver gelebt werden. So manches bliebe ungelöst, wenn ich jetzt fort müßte. Was tun meine Frau, mein Kind, mein Geschäft ohne mich? Das Leben ist doch eigentlich zu schön und zu wertvoll, als daß man es auf diese leichtsinnige Weise in die Schanze schlagen sollte.“

„Merkwürdig ist ja nur, daß man seinen Lebensgang auch nach solchen Erlebnissen niemals ändert, auch wenn man es sich vorgenommen hat, denk' einmal nach, wie manchesmal du dazu Gelegenheit gehabt hättest, deine Wünsche zu verwirklichen bei all den Bergfahr-

ten, die wir schon zusammen ausgeführt haben. Du mußt dir darüber klar werden. Und wenn du an all das Unvollendete denkst, das du zurücklassen würdest, so sage ich dir, daß niemand von uns unerseßlich ist, ich nicht und du nicht. Weißt du denn nicht, wie wenig wir im Grunde alle bedeuten! Das Rad der Ereignisse dreht sich unaufhaltbar weiter. Alles geht weiter, mit uns und ohne uns. Und es ist gut so."

An den Felsgraten auf der anderen Seite des Hochtales tobte das Gewitter. Es war ein grandioses Schauspiel, dem wir beiwohnten. Blitz auf Blitz zuckte hernieder und beleuchtete die Grate, die fahl aus der Nacht traten wie Geisterburgen, um alsbald wieder im Dunkel des Nichts zu versinken. Der Donner erfüllte mit seinem Murren die ganze Erde. Der letzte Schein im Westen war längst erloschen und von Wolken überdeckt. Es war die Macht der Finsternis, die jetzt das Wort hatte, eine namenlose, körperlose Finsternis, die uns allüberall umstand und die im aufkommenden Winde harste. Wir sahen uns nur noch im Licht der Blitze, sonst war die Dunkelheit vollkommen. Aber wir schienen Glück zu haben; so plötzlich wie sich das Gewitter entladen hatte, so rasch hatte es sich auch wieder verkrochen. Und wir hatten kaum ein paar Regentropfen abbekommen. Schon brannten im Osten wiederum ein paar Sterne.

Wir wünschten uns gegenseitig gute Nacht und versuchten zu schlafen. Merkwürdigerweise gelang es uns bald.

Als ich erwachte und auf die Uhr schaute, ging es gegen Mitternacht. Ich war sehr zufrieden, daß dieser erste Teil der Nacht so angenehm verflohen war. Der zweite würde sicherlich nicht so bequem sein. Bert schlief, ich hörte seine regelmäßigen Atemzüge.

Es war ein gutes Gefühl, so allein auf diesem hohen Felsen zu wachen und mit meinem ganzen Wesen auf den Puls der Welt zu horchen. Die Stille der Nacht war um mich und die Ruhe der schlafenden Erde. Über meinem Kopf schoß der steinerne Grat auf, ich sah ihn nicht, aber ich fühlte ihn und die Gewalt der von Gefahren umwitterten Spitze. Die Sterne wanderten langsam über das Himmelsgewölbe hin. Es war das erstemal, daß ich ihrer Wanderschaft in solcher Nähe folgen konnte.

Auf dieser ganzen Erde war kein Licht, kein Wildschrei ertönte, keine Eislawine kam ins Rollen, kein Steinfall widerhallte, keine Menschenstimme war zu hören. Nur das Rauschen

des fernen Baches unterstrich leise, daß da noch Leben war im Weltall. Es war die Erde, wie sie bestand, bevor die Menschen kamen, die Welt zu Urzeiten. Ihre Stimme allein hatte noch das Wort, ihre Melodie, die das große Schweigen ist, war angebrochen. Sie sprach von jenem ungeheuerlichen einen Willen, der die Himmelskörper zusammenhält. Und nur wir zwei waren noch da, Bert und ich, sonst keiner mehr.

Niemand weiß, wo wir sind, und es ist gut so. Sonst würde man sich um uns sorgen. Niemand gehört in dieser Stunde zu mir, dachte ich weiter, ich habe keinen bekannten Menschen mehr auf der Welt. Es gibt kein einziges Ding für mich auf Erden, das noch getan werden muß, keine Aufgabe mehr, die auf ihre Lösung wartet. Es ist alles, alles getan. Und es ist so lächerlich unwichtig, was ich bisher auf meinem Lebensweg vollführte. Aber jetzt bin ich frei von all diesen Dingen, und alles ist plötzlich so einfach, so leicht und so selbstverständlich.

Immer noch war die Kälte nicht unerträglich, und die Gedanken lobten den Herrn der Berge, der diese große Nacht an mich verschenkte zwischen seinem Himmel und seiner Erde.

"Schläfst du?" fragte plötzlich Bert, "es ist eine ganz herrliche, einzige Nacht. Man soll sie zwar nicht vor ihrem Ende loben, aber ich habe noch nie ein besseres Freilager bezogen. Es ist so feierlich und so still."

"Ja, es ist so still! Nur mein Lied singt," antwortete ich und erschrak gleichzeitig, weil ich damit etwas preisgegeben hatte, das ich noch keinem Menschen anvertraut hatte.

"Dein Lied?"

"Ja, mein Lied. Ich will dir erzählen, was es damit auf sich hat, ich weiß auch nicht, ob es dir und anderen Menschen ähnlich ergeht. In mir wohnt eine Melodie, die den Rhythmus meines Lebens ausdrückt, eine Melodie, die ich nicht fassen kann und rufen, wann ich sie möchte. Ich versuchte es früher manchenmal, aber es gelang mir nicht. Sie ist nicht zu zwingen, und ich habe es aufgegeben, sie herbeizuzerren. Und dann plötzlich zu einer ungerufenen Stunde ist sie da und bricht auf, wenn ihr Augenblick gekommen ist. Dann erklingt sie in ihrem schweren Gleichmaß und bringt eine tiefe und klare Ruhe vor allen Geschehnissen, sie weiß um alles, auch um die letzten Dinge, die ja doch nur noch Musik sind und nicht mehr Wort."

Ich hielt einen Moment inne:

"Man sollte vielleicht solche Dinge überhaupt

nicht erzählen, weil sie so absonderlich klingen und gar nicht mehr so selbstverständlich sind, wenn man sie in Worte faßt. Aber du hältst mich doch wohl nicht für verrückt, weil ich dir etwas so Merkwürdiges erzähle?"

Bert schüttelte den Kopf.

"Ich finde es schön, wenn man in sich etwas findet, das so gänzlich mit dieser Stunde übereinstimmt. Bei mir ist es schwerer, und darum denke ich oft, ich hätte nicht Bergsteiger werden sollen. Ich hänge zu sehr an der Welt aller Tage. So ist es für mich unmöglich, die drei Dinge in Einklang zu bringen: die bewohnte Erde, die Berge und das Weltall."

"Es kann für uns nur ein Bindeglied dieser Welten geben — der Mensch!"

"Aber welcher Mensch?" sagte Bert müde.

Wir mußten wieder eingeschlafen sein, denn plötzlich ließ uns ein greller Donnerschlag aufschrecken. Wir befanden uns inmitten eines Hochgewitters. Der Widerschein der Blitze umzuckte die Felsen, die Welt erwachte jäh aus ihrem Schlummer. Eine Steinsalbe knatterte durch die Wand unter uns. An unseren Pickeln wanderte das Glmsfeuer. Wir banden sie eilends am Seil fest und warfen sie über die Wand hinaus. Es war qualvoll, so tatenlos dazusitzen und zuzusehen, was da mit souveräner Regie geschah. Wir konnten nichts tun als abwarten, ob wir getroffen wurden oder nicht. Flammenbündel schossen an uns vorüber. Entladung folgte auf Entladung. Über unseren Köpfen schien der Blitz in den Grat zu schlagen. Wir zogen die Köpfe ein. Die Steinsplitter schlugen ganz in unserer Nähe auf. Es war ein großes Wunder, daß wir heil blieben. Nun traf der Blitz mehrfach hintereinander den Grat. Wir waren schutzlos diesem wahnsinnigen Trommelfeuer ausgeliefert. Wir zuckten bei jedem Einschlag zusammen, und unser Leben schien uns nicht mehr viel wert zu sein. Aber wir möchten nicht sterben, wir alle beide nicht, sondern leben. Wir haben jetzt keine ausgeflügelten Gründe mehr dafür und dagegen wie vor kurzem. Nicht weil Aufgaben auf uns warten drunten, nicht weil wir uns noch ein bißchen überlegen in diesem Leben umschauen möchten. Nein, ganz einfach, weil wir leben wollen, weil uns dieses einzige, erste und letzte Leben jetzt so schön und unerseßlich wird in seiner großartigen Einmaligkeit, jetzt, da es bedroht ist.

Welche Welt um uns! Da war nur noch der große, der ewige, der lebendige Berg, der die

ganze Erde umspannt hielt, dieser Berg, auf dem wir waren und den die Feuer Gottes umloderten.

Das Wasser stürzte vom Himmel auf uns hernieder. Wir waren ihm schutzlos preisgegeben und doch fast glücklich dabei, weil wir hofften, daß dieses Wasser die Gefahr der Blitze bannen werde.

Aber wir täuschten uns, der Tanz hatte sein Ende noch lange nicht erreicht. Das Gewitter kam immer von neuem, es versang sich zwischen den hohen Graten und schien keinen Ausweg zu finden. So begann die Qual stets wieder, der Kurs unseres Lebens stieg und sank, und wenn die Blitze uns grell beleuchteten, dann sah man die Lebensangst in unseren Gesichtern eingegraben. Einmal zuckte das Seil, und etwas Metallisches verflirrte in der Tiefe. Die Pickel waren getroffen. Besser sie als wir.

Diese paar Stunden der großen Nacht zählten für uns Wochen und Monate des Lebens. Da saßen wir ohne Eispickel, durchnäßt und erbärmlich frierend am Felsgrat und warteten, daß es hell werde und daß die Sonne scheine.

Denn alles nimmt ja ein Ende, das Gewitter, die Nacht. Der letzte Donner verrollte in der Ferne, und die Stille zog wieder ein. Der Bach in der Tiefe rauschte mächtiger. Die Kälte war groß. Wir standen auf, gingen umher, so gut es ging, schlugen mit Armen und Beinen um uns. Es half nicht viel. Die Kleider drohten steif zu werden. Der Entschluß, Tee zu kochen, kostete große Überwindung, denn wir waren schon ganz apathisch. Der Tee wärmte wohl auf ein paar Minuten, bald aber nahm das jämmerliche Frieren wiederum seinen Fortgang.

Der fahle Morgen brach an. Der Himmel war fast klar, und der Wind ging eisig. Noch manche Stunde konnte es dauern, bis die Sonne uns fand.

Wie unendlich langsam und zögernd dieses ganze Werden eines Tages sich vollzog! Wie erst der östliche Himmel ganz hell sein mußte, bis endlich an einem fernen Gipfel ein erster roter Fleck aufglomm!

Wir zogen das Seil ein. Ein Pickel war noch daran festgeknötet, wenn auch angeschmolzen und verkrümmt. Der andere war verschwunden.

Jetzt lag die Sonne auf unserer Spitze. Wir spürten es. Dann sahen wir das Licht auf uns zukommen über den hohen Grat. Endlich. Eine unausdenkbare Zeit schien uns verflossen zu sein, seit wir das letzte Mal die Sonne erblickt

hatten. Jetzt traf ihr Strahl auf uns. Und die Sonne stand wieder am Himmel. Da brach ein ungezügelter Dank in unseren Herzen auf.

Und nun war der Tag auch für uns angebrochen.

Die Zuversicht erwachte und der Wille zum Berg.

Nach drei Stunden standen wir auf der Spitze der Cresta Bianca in der warmen Sonne eines Hochsommertages.

In später Nacht.

Klopft jemand noch an mein vergessenes Haus?
Die Nacht ist rauh — o komm zu mir herein!
Der Nußbaum weint, der Stürme wilder Graus
Jagt sich im Feld, der Regen klagt hinaus —
O komm zu mir, denn ich bin ganz allein.

Bist du verbannt und vieler Qualen voll?
Bist du ein Mensch, dem Gottes Trost verblich?
Wenn du im Regenguß, im Sturmgeroll
Vergessen willst der eignen Seele Groll —
O komm zu mir, ich habe Trost für dich!

Ich hör ein Rascheln — steht am Brunnen dort
Ein Kind, das sich versteckt? O komm zu mir!
Wenn du entflohest vor hartem Menschenwort
Und wenn du Wärme suchst an besserem Ort —
Ich habe, was du suchst, o komm zu mir . .

Es kommt kein Gast, es naht kein scheues Kind,
Es bringt kein Mann sein Weh zu mir herein.
Auf öden Hügeln irrt der dunkle Wind,
Der Nußbaum weint, der kalte Regen rinnt,
Die Nacht ist rauh — und ich bin ganz allein.

Fritz Lienhard.

Menuett.

Skizze von Stephan Georgi.

Es war um die Zeit, da das große Lachen von Versailles, das damals in ganz Europa widerhallte, dem Ende nahe war.

Während aber in den engen und dumpfen Gassen von Paris die revolutionäre Volksseele zu gären anhub, lag Wien noch immer in still beschaulicher, lachender Eintracht da und freute sich des sorglos hellen Sonnenscheins. Aus kleinen Häuschen schauten, von wildem Wein umrankt, die Fenster sinnend auf die Straßen hinaus, die mit großen, unregelmäßigen Kopfsteinen gepflastert waren: über das Grün der Gräfer, die dazwischen emporkucherten, holpten die Postkutschen, von denen herab der Schwager munter sein Horn ertönen ließ. Friedlich und leicht standen die Häuschen neben den Palästen, um die, begrenzt von kunstvoll geformten Eisengittern, bunte Rasenflächen herumliefen.

Solch ein schmuckes Haus gehörte auch dem Baron Gottfried van Swieten, der ein Sohn des Leibarztes der Kaiserin sowie Präsekt der Hofbibliothek war und in dem berechtigten Ruf stand, einer der besten Musikkenner und Musikliebhaber Wiens zu sein. Karossen und Postkutschen standen vor dem Portal; Lakaien in Livree empfangen die Gäste, die gekommen waren, um den mit vielen Lorbeeren aus Prag zurückgekehrten Meister Wolfgang Amadé wiederzusehen.

Doben, im Musiksaale, versammelten sich die Angekommenen. Ein mächtiger Kronleuchter hing von der Decke herab, an der in einem bunten Kranz kleine, wohlgenährte Engel mit Rosen und anderen Blumen spielten. Zierliche Möbel standen umher, deren mattblaue Polster mit dem Weiß der feingebogenen Lehnen und Beine harmonierten. Ein Pianoforte ließ erwartungsvoll die Tasten leuchten, und in den großen, goldverzierten Spiegeln erglänzten die seidenen Kostbarkeiten der Gäste, die hochstrebenden Frisuren der Damen und die Puderperücken der Herren, verschönt durch das Gleichen der Lichter.

In zwanglosen Gruppen wurde geplaudert. Auf lächelnden, umfächerten Gesichtern versuchten sich hier und da kleine Schönheitspflasterchen halb unter der Puderschicht zu verbergen. Aber man sah auch nachdenkliche Mienen. Recht ernst war das Antlitz des Hausherrn, der mit dem bekannten Opernlibrettisten Lorenzo da Ponte sprach.

„Wirklich?“ fragte da Ponte und zog die Brauen hoch.

Van Swieten nickte. „Ich habe sichere Nachricht aus Paris. Versailles liegt im argen. Die Königskrone Frankreichs ist entsetzlich im Kurse gesunken.“ Er wollte dem Librettisten die bedenkliche Situation Frankreichs gerade noch aus-